

Das Bild des Salzkammerguts in der deutschsprachigen Literatur

Theo Pfarr

Einleitung

Das Verhältnis zwischen realer Geografie und den Orten, Räumen und Landschaften, wie sie in einem literarischen Werk beschrieben werden, ist ein durchaus vielfältiges und entsprechend kompliziertes. Verallgemeinernd kann festgestellt werden, dass Schauplätze in erzählender Literatur (Epos, Roman, Novelle etc.) vor der Epoche des Realismus, also etwa vor der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, nur dann mit einem Namen aus der realen Topografie bezeichnet wurden, wenn es sich um Orte

mit einer gewissen Prominenz oder Signifikanz handelte. Bis in die heutige Zeit verzichteten manche Autoren gerne auf die Nennung von Punkten der realen Geografie, auch wenn sie sich an diesen bei der räumlichen Strukturierung ihrer Texte orientieren. Es kann angenommen werden, dass zu viel Bezug auf Realgeografie als Beeinträchtigung der Autonomie der Werke, gewissermaßen als Banalisierung durch Verlust des „Poetischen Raums“ angesehen wird (Hillebrand, 1971).

Stifter und die sanfte Eroberung

Bei **Adalbert Stifter** (1805-1868) verhält es sich so, dass er sehr wohl Punkte seiner Herkunftsgegend namentlich identifizierte, etwa den Plöckenstein im „Hochwald“, für Orte südlich der Donau benützte er jedoch zumeist fiktionale Namen. Gleichwohl wissen wir aus seiner Biografie in einigen Fällen, welche empirischen Orte gemeint waren.

In Stifters wohl bekanntester Erzählung „**Bergkristall**“, erstmals 1845 unter dem Titel „Der heilige Abend“ veröffentlicht und 1853 überarbeitet in die Sammlung „Bunte Steine“ aufgenommen, wird anfangs ein Dorf im Gebirge beschrieben, dann lenkt der Erzähler den Blick auf einen dominanten Berg im Hintergrund und widmet diesem viel Raum:

„Gegen Mittag sieht man von dem Dorfe einen Schneeberg, der mit seinen glänzenden Hörnern fast oberhalb der Hausdächer zu sein

scheint, aber in der Tat doch nicht so nahe ist. Er sieht das ganze Jahr, Sommer und Winter, mit seinen vorstehenden Felsen und mit seinen weißen Flächen in das Tal herab. Als das Auffallendste, was sie in ihrer Umgebung haben, ist der Berg der Gegenstand der Betrachtung der Bewohner, und er ist der Mittelpunkt vieler Geschichten geworden. Es lebt kein Mann und Greis in dem Dorfe, der nicht von den Zacken und Spitzen des Berges, von seinen Eisspalten und Höhlen, von seinen Wassern und Geröllströmen etwas zu erzählen wüßte, was er entweder selbst erfahren, oder von andern erzählen gehört hat. [...] Der Berg gibt den Bewohnern außerdem, daß er ihre Merkwürdigkeit ist, auch wirklichen Nutzen; denn wenn eine Gesellschaft von Gebirgsreisenden herein kömmt, um von dem Tale aus den Berg zu besteigen, so dienen die Bewohner des Dorfes als Führer, und einmal Führer gewesen zu sein, dieses und jenes erlebt zu haben, diese und jene Stelle zu

Theo Pfarr

Karst- und höhlenkundliche
Arbeitsgemeinschaft
Museumsplatz 1/10, 1070 Wien
theo.pfarr@aon.at

Höh(l)enluft und Wissensraum

Die Gassel-Tropfsteinhöhle
im Salzkammergut zwischen
Alltagskultur, Naturkunde und
wissenschaftlicher Forschung
(hrsg. v. J. Mattes & D. Kuffner),
Denisia 40, 2018: 103-116.

Abb. 1: Frontispiz der Erstausgabe des Erzählbandes „Bunte Steine“ (1853).

Stich: Ludwig Richter



kennen, ist eine Auszeichnung, die jeder gerne von sich darlegt.“ (Stifter, 1994: 177-178) Über den Gipfel des Bergmassivs heißt es weiter unten im Text:

„Die Bergfelder um die Hörner aber verlieren, wenn es recht heiß ist, an ihren höheren Teilen wohl den Firn nicht, der gerade dann recht weiß auf das Grün der Talbäume herab sieht, aber es weicht von ihren unteren Teilen der Winterschnee, der nur einen Flaum machte, und es wird das unbestimmte Schillern von Bläulich und Grünlich sichtbar, das das Geschiebe von Eis ist, das dann bloß liegt [...]. Am Rande dieses Schillerns, wo es ferne wie ein Saum von Edelsteinsplittern aussieht, ist es in der Nähe ein Gemenge wilder riesenhafter Blöcke, Platten und Trümmer, die sich drängen, und verwirrt in einander geschoben sind.“ (Stifter, 1994: 178-179)

Den Namen des Dorfs gibt der Erzähler mit Gschaid, jenen des schneebedeckten Bergs mit Gars an. In der danach einsetzenden Handlung wird von zwei Kindern erzählt, die am Heiligen Abend auf dem Weg zu ihrem Heimatdorf am „Hals“, einem passartigen Übergang, bei einsetzendem Schneefall den Weg verlieren und in die Region der Gletscher geraten. Sie finden dort eine Überdeckungshöhle, in der sie die hereinbrechende Nacht unbeschadet überstehen. Am Christtag, bei wieder sichtgem

Wetter, steigen die beiden ab und stoßen auf die ausgeschickten Suchmannschaften. Inspiriert wurde Stifter zu dieser Erzählung durch die Begegnung mit einem Kinderpaar anlässlich eines Spaziergangs mit Friedrich Simony in der Umgebung von Hallstatt (Roedl, 1965: 84). Der Dichter hatte den Naturwissenschaftler im Hause des Staatskanzlers Metternich kennengelernt, wo ersterer als Privatlehrer für den Sohn des Fürsten tätig war. Und für den Berg „Gars“ der Erzählung bildete der Dachstein das Vorbild aus der realen Topografie (Abb. 1, 2).

Stifters Freund Friedrich Simony (1813-1896), Geologe und seit 1851 erster Ordinarius für Geographie an der Wiener Universität, auch erster Winterbesteiger des Hohen Dachstein (1847), darf durchaus als Vorbild für die naturwissenschaftlichen Bestrebungen von Heinrich Drendorf, dem Ich-Erzähler in Stifters Roman „Der Nachsommer“ (1857) gelten. Parallel zu seiner „Entfaltung“ (Titel des ersten Kapitels im dritten Teil des Romans) auf humanistischem Gebiet betreibt Drendorf geologische und mineralogische Studien sowie Messungen an den Gletschern im Gebiet der Karspitze, wie der Dachstein im „Nachsommer“ genannt wird. Einer dieser Gletscher trägt im Roman den Namen „Simmieis“, womit Stifter seinem Freund ein kleines Text-Denkmal gesetzt hat. Auch Simonys Winterbegehung hat Eingang in den großen Text gefunden. Im dritten Teil brechen Drendorf und sein örtlicher Führer, der alte Kaspar, bei winterlichen Verhältnissen auf und nächtigen in der hoch gelegenen „Ziegenalpe“. Eine von Stifters berühmtesten Naturbeschreibungen ist die des Sonnenaufgangs im winterlichen Hochgebirge:

„Während wir standen und sprachen, fing sich an einer Stelle der Nebel im Osten zu lichten an, die Schneefelder verfärbten sich zu einer schöneren und anmutigeren Farbe, als das Bleigrau war, mit dem sie bisher bedeckt gewesen waren, und in der lichten Stelle des Nebels begann ein Punkt zu glühen, der immer größer wurde, und endlich in der Größe eines Tellers schweben blieb, zwar trübbrot aber so innig glimmend wie der feurigste Rubin. Die Sonne war es, die die niederen Berge überwunden hatte, und den Nebel durchbrannte. Immer röt-





licher wurde der Schnee, immer deutlicher fast grünlich seine Schatten, die hohen Felsen zu unserer Rechten [...] röteten sich. Sonst war nichts zu sehen, als der ungeheure dunkle ganz heitere Himmel über uns, und in der einfachen großen Fläche [...] standen nur die zwei Menschen, die da winzig genug sein mußten. Der Nebel fing endlich an seiner äußersten Grenze zu leuchten an wie geschmolzenes Metall, der Himmel lichtete sich und die Sonne quoll wie blitzendes Erz aus ihrer Umhüllung empor. Die Lichter schossen plötzlich über den Schnee zu unsern Füßen, und fingen sich an den Felsen. Der freudige Tag war da.“ (Stifter, 1977: 582)

Die beiden seilen sich an. Auf die Schneereifen, die sie im flacheren Gelände benutzt hatten, verzichteten sie im steileren, „[...] die hier, weil sie unbehilflich machten, nur gefährlich werden konnten, gelangten wir mit angewandter Vorsicht glücklich hinüber, lösten die Stricke, bogen nach einer darauf erfolgten mehrstündigen Wanderung um die Felsen, und standen an dem Gletscher und auf dem ewigen Schnee.“ (Stifter, 1977: 583)

Ein eigentliches Gipfelerlebnis wird hingegen nicht beschrieben. Drendorf und der

alte Kaspar treten nach einem Aufenthalt „auf dem Eise [...] den Rückweg an“ (Stifter, 1977: 583).

In Stifters 1850 erschienenen Erzählung „Der Hagestolz“ vermittelt die Beschreibung der Landschaft gleichzeitig ein Bild von den Charakteren, die sich in ihr bewegen bzw. in ihr wohnen. Der junge Wanderer Victor, der sich aufmacht, um seinen Oheim aufzusuchen, befindet sich am Beginn der Handlung mit seinen Freunden „auf einem schönen grünen Platze, der bergan steigt, wo Bäume stehen und Nachtigallen schlagen. [...] Eine glänzende Landschaft war rings um sie geworfen. Wolkenschatten flogen, und unten in der Ebene blickten die Türme und Häuserlasten einer großen Stadt.“ (Stifter, 1966: 795)

Der junge Mann ist offenbar im voralpinen Raum aufgewachsen, die große Stadt in der Ebene wird namentlich nicht identifiziert. Seine Wanderung am Ende seiner Schul- und Ausbildungszeit und vor dem Einschlagen einer beruflichen Laufbahn, also an einem entscheidenden Wendepunkt seines Lebens, führt ihn zunächst durch ein

Abb. 2: Die Holzmeisteralm im Gosautal mit dem Dachstein (1834).
Gemälde: Adalbert Stifter

fruchtbares Land voll bukolischer Idylle. Er gelangt schließlich nach Attmaning, dem „letzten Ort des Hügellands, wo es an das Hochgebirge stößt“ (Stifter, 1966: 834-835). Von einem einheimischen Knaben geführt, steht er am nächsten Tag auf dem ‚Hals‘, von wo sich ihm ein Blick auf sein angepeiltes Reiseziel auftut:

„Der Wald hatte sich auseinandergerissen, der See lag dem Jünglinge zu Füßen, und alle Berge, die er von dem flachen Lande und Attmaning aus schon gesehen hatte, standen nun um das Wasser herum, so stille, klar und nahe, daß er darnach langen zu können vermeinte – aber dennoch waren ihre Wände nicht grau, sondern ihre Schluchten und Spalten waren von einem luftigen Blau umhüllt [...]. Der See [...] war hier weit und dunkel, nicht einen einzigen Lichtfunken, sondern nur das Dämmern der Schleiermauern, die ihn umstanden, gebend [...].“ (Stifter, 1966: 837)

Auf einer Insel dieses dunklen Sees, in dem Kommentatoren Traunkirchen und den Traunsee wiedererkennen, lebt der Oheim,

ein Hagestolz, also ein älterer unverheirateter Mann ohne Kinder. Seine soziale Isolation findet ihr räumliches Symbol in der Insel inmitten des Gebirgssees, die der alte Mann nicht mehr verlässt, auch später nicht, um zu Victors Hochzeit, die er ermöglicht hat, zu reisen.

Das verlassene Kloster ist jenes in Traunkirchen, das seit 1773 säkularisiert ist. Die Halbinsel, auf der es liegt, macht Stifter im Sinne der Erzählung zu einer Insel. Für den Ort Hul stand Ebensee Modell. Zu Stifters Zeiten gab es tatsächlich noch keinen Landweg dorthin und in der Grisel ist unschwer der Erlakogel am gegenüber liegenden Seeufer zu erkennen (Kurz, 2005; Judex, 2012). Die Beschreibung von Landschaft, so kann subsummiert werden, sowie auch ihre erkennende Aneignung durch Methoden der Naturforschung oder Mittel der bildenden Kunst haben für Stifter zentralen Wert. Dazu passt, dass der Autor auch selbst als Maler aktiv war.

Seen, glänzend und verschlingend

Ein Zeitgenosse Stifters, der heute kaum mehr bekannt ist, war der aus Böhmen stammende **Alfred von Meißner** (1822-1885). Der promovierte Mediziner war ein Freund Heinrich Heines und Sympathisant von revolutionären Bewegungen, manche seiner zahlreichen Dramen und Romane erregten den Unmut der Zensurbehörde. Meißner verbrachte 1851 die warme Jahreszeit auf Sommerfrische am „Gmundnersee“ und veröffentlichte 1853 sein „**Skizzenbuch vom Traunsee**“ mit dem Titel „**Am Stein**“. Dieses ist keineswegs ein Reiseführer, sondern vielmehr ein persönliches Ausflugs- und Tourenbuch mit sehr lebendigen Schilderungen. Ausgangspunkt ist das am Ufer des Sees gelegene Gasthaus „Am Stein“. Die Aussicht von dort beschreibt Meißner folgendermaßen:

„Von dem Sommersitz aus, vor dem Wirthshause, welche Aussicht! Der Traunsee, blau und unbewegt wie ein Spiegel, ist hier von einem Kreis der prächtigsten Berge umschlossen. Dem Haus gerade gegenüber am jenseitigen Ufer erhebt sich die furchtbare Pyramide

des Traunsteins; sein ebenbürtiger Nachbar, der Erlakogel, der in seiner untern Hälfte dunkelbewaldet, dann mit schroffen, stahlgrauen Felswänden hinansteigt, spitzt sich zuletzt wie ein phantastischer Felszahn oder wie ein Schneckenhorn zu. Ihm gegenüber, auf dem andern Ufer, erhebt sich die Vornau, ein langhingestreckter Bergrücken wie eine Festung, mit Mauern die sich durch den Wald hinziehen. So wunderbar klar ist die Luft, daß das silberne Blinken des Ruders, das die azurne Fluth des Sees durchschneidet, auf stundenweiter Entfernung wie ein Blitz das Auge trifft, und man den über dem Seebecken kreisenden Adler mit dem Auge verfolgen kann, bis er sich im Walde des Sigisbachs niederläßt.“ (Meißner, 1853: 2-3)

Auch eine Wanderung zum Tennstüberl und den Tennkogel, den Nachbargipfel des Gasselkogels, wird beschrieben:

„Kurz vor sechs Uhr Abends kamen wir bei einer senkrecht stehenden Felswand an, die wie auf einem breiten Sockel, dem Bergrücken selbst, emporstieg. [...] Bald senkrecht, bald tief unterhöhlt lief die viele hundert Fuß emporstre-





Abb. 3:
Wanderergruppe am
Hennereck. Im Hinter-
grund der Tennkogel
(Karbertenspitze) und
die heutige Tennalm
vor dem Bau der
Almhütte (1946).

Foto: Sammlung
Walter Deixler

bende Felswand hin. Der Weg, der sich dicht an ihr, soweit sie reichte, dahinzog, war enger geworden und bildete selbst nur das Dach einer tief hinabsteigenden Wand, die wohl eben so hoch war, als die über uns stehende. Am Ende dieses Weges stand oder hing vielmehr die erwähnte Holzstube, wie ein Geiernest.“ (Meißner, 1853: 63-64) (Abb. 3).

Interessanterweise findet in Meißners Beschreibungen auch die Rötelseehöhle Erwähnung, sie dürfte schon zu dieser Zeit eine gewisse Bekanntheit genossen haben (vgl. Artikel zur Rötelseehöhle in diesem Bd.):

„Jähe stürzt sich dort ein Bach (der Röthelbach) hinab und gleicht, von fern betrachtet, einem Wassersturze. Wenn man vor Schwindel sicher ist, kann man [...] auf einem schmalen Steige bis zu einer Höhle hinaufgelangen, die ungefähr tausend Fuß über der Seefläche liegt. Diese Höhle, die ich aus Mangel an Gelegenheit nicht besucht habe, die mir aber von einem glaubwürdigen Manne beschrieben worden ist, ist eine Tropfsteinhöhle und beherbergt in ihrem unterirdischen Schooße einen kleinen See, den man mit einem leichten Kahn auch befahren könnte.“ (Meißner, 1853: 17-18)

Eine Generation später entwickelt der Wiener Kaffeehausliterat **Peter Altenberg** (1859-1919; eigentlich Richard Engländer) einen anderen Zugang zu Natur und Landschaft. Sie ist in seinen impressionistischen Miniaturen Träger von Stimmungen, wie

etwa bei der Beobachtung des Traunsees und des Höllengebirges am Nachmittag und am Abend in dem Text „An Lande“ (1896):

„Der See: 5 Uhr: blinkend wie scharfgeschliffene Toledaner-Klingen im Gefecht. Das Höllengebirge ist wie leuchtende Durchsichtigkeit. 6 Uhr: hellblaue Teiche und Streifen in bronzefarbigem Wasser. Das Höllengebirge wird wie rosa Glas. ½ 7: zitronengelber See vom Sonnen-Scheiden, ein Hauch von Lila, wie Heliotrope-Dunst. Das Höllengebirge wird wie Amethyst. 7: kupferrote und flaschengrüne Streifen und Teiche in grauem Wasser. Das Höllengebirge erleuchtet —“ (Altenberg, 1896).

Landschaft und Naturbeobachtung spielen in den Texten von **Arthur Schnitzler** (1862-1931) eine eher untergeordnete Rolle. Wohl sind manche seiner Figuren (wie auch Schnitzler selbst) auf Bergen unterwegs, ins Zentrum der Beschreibung wird alpinistische Tätigkeit in seinen Texten aber nirgends gerückt.

In seiner Erzählung „**Frau Beate und ihr Sohn**“ (1913) verbringt die verwitwete Titelheldin den Sommer in einer Villa an einem namentlich nicht identifizierten Salzkammergutsee:

„Die Berglinien des jenseitigen Ufers verschwammen in zitternden Luftkreisen. Von unten, aus dem See, blitzte ihr, tausendfach zersplittert, das Sonnenbild entgegen, und sie rettete ihre geblendeten Augen mit einem fliehen-

den Blick über das schmale Wiesenufer, die staubatmende Landstraße, die blinkenden Villendächer und ein regungsloses Ährenfeld in das Grün ihres Gartens.“ (Schnitzler, 1978: 179)

Nach kompromittierenden amourösen Verirrungen sucht sie gemeinsam mit ihrem Sohn, zu nächtlicher Stunde in eben diesen See mit dem Boot hinausgefahren, den Freitod.

Gescheiterte Hoffnung in biblischer Landschaft

Alexander von Lernet-Holenia (1897-1976), Verfasser von erfolgreichen Gesellschaftskomödien und phantastischen Romanen und Novellen, wohnte nach dem Zweiten Weltkrieg mit seiner Frau bis 1951 in St. Wolfgang, wo er freundschaftlichen Umgang mit Hilde Spiel und Leo Perutz pflegte. In seinem 1952 erschienenen Roman *„Die Inseln unter dem Winde“* bilden nicht näher definierte gebirgige Teile des Salzkammerguts für einige Szenen den Schauplatz der Handlung.

Nur einige indirekte Hinweise lassen eine approximative Ortsbestimmung zu: Das Gut der Familie Spangenberg befindet sich in der Nähe des fiktiven Orts Voraau, dessen Pflegegericht im 17. und 18. Jhd. „dem landesherrlichen Obergericht (in) Gmunden“ unterstellt war (Lernet-Holenia, 2016: 124). In einer späteren Textpassage ist von den „angrenzenden Gerichtsgemeinden wie Radstatt, Werfen, Stegenwald und Abtenau“ die Rede (Lernet-Holenia, 2016: 137). Mit dieser Umgrenzung könnte das in Frage kommende Gebiet etwa den gebirgigen Regionen westlich von Bad Ischl oder Bad Goeis entsprechen, also dem Bereich Katergebirge – Rinnkogel – Gamsfeld. Der Protagonist, Ferdinand Spangenberg, und sein späterer Identitätsräuber und Doppelgänger Gabriel Clamm sind in diesem Areal unterwegs. Es sollen die Möglichkeiten profitabler Holzgewinnung geprüft werden, denn das Gut befindet sich in einem finanziellen Engpass:

„Als wir endlich aus dem Walde traten, trennten uns nur noch etwa vierzig oder fünfzig Schritte eines mit verkrüppeltem Buchengestrüppe bewachsenen Hanges vom oberen Rand des Kessels, aus dem wir hinanstiegen. Zur Linken überhöhte uns nun, aus steinernen Türmen und schräge gegen die Tiefe fallenden Felsplatten gebildet, verschneit und zugleich von den Bahnen schon abgestürzter Lawinen

zerrissen, immer noch der mächtige Berggrat, der den Kessel nach Norden abschloß; zur Rechten führte ein flacher Rücken mit Almböden voll verschneitem Alpenrosenkraut und Krüppelwacholder zu einem andern, unbedeutenderen Berghaupte hinüber, das sich nur durch einige aus den Almen ragende Steinmauern hervortat; und als wir uns durch die Zwergbuchen zum Rande des Hanges emporgearbeitet hatten, sahen wir, nicht weiter als einen Steinwurf unter uns, einen kreisrunden See von mäßiger Größe etwa wie in einem Krater liegen. Er war vereist und tief verschneit. Nur an seinem östlichen Rande entdeckten wir eine offene Stelle von geringen Ausmaßen. Gegen Westen stürzten die Felsen des Berggrats, doch auch gewaltige Schneemassen alter Lawinen, ja die mitgerissenen Stämme eines ganzen Waldstücks zum See hinab.“ (Lernet-Holenia, 2016: 149)

Holzgewinnung in diesem Gebirgsabschnitt wird wegen des Fehlens geeigneter Transportwege als nicht wirtschaftlich erkannt. Jedoch eröffnet Clamm mit einer scheinbar zufälligen Wahrnehmung eine andere, weit profitabler erscheinende Möglichkeit: Das Wasser des Sees schmecke, so Clamm, der in diesem Wirtschaftsbereich einschlägige Erfahrung zu haben vorgibt, nach Erdöl. Dem Einwand Spangenburgs, im Gebirge gebe es doch kein Öl, begegnet Clamm mit dem Hinweis:

„Wir befinden uns sozusagen an der Bruchstelle zwischen dem Flachland und den Bergen, und an solchen Bruchstellen gibt es nicht nur Erdbeben und eine gewisse Neigung zu vulkanischer Tätigkeit, sondern auch Öl.“ (Lernet-Holenia, 2016: 156-157)

Dabei weist er auf den scheinbaren Krater hin, in welchem der See liegt. Darauf erwidert Spangenberg, der offenbar über Grundkenntnisse der Karstkunde verfügt: „Das ist kein Krater, [...] es sieht nur so aus! Es ist in Wirklichkeit eine sogenannte Doline,



eine große, eingestürzte Höhle des Kalkgebirges, die sich mit Wasser gefüllt hat. Es gibt hier überall Höhlen, ja wahrscheinlich ist überhaupt ein großer Teil unserer Berge von unterirdischen Strömen ganz ausgeschwemmt und auf weite Strecken hohl; denn es finden sich Abgründe in diesen Höhlen, die so tief sind, daß man einen hinabgeworfenen Stein gar nicht mehr unten auftreffen hört;[...].“ (Lernet-Holenia, 2016: 157)

Jedoch wird dem Hinweis Clamms nachgegangen, es wird tatsächlich Öl gefunden. Die Ortschaft, zu der das Spangenbergische Gut gehört, erlebt einen kurzfristigen Öl-Boom. Das Vorkommen erweist sich jedoch als nicht ergiebig genug, der Hype flaut bald ab, und die Spangenbergischen sind in finanziell noch größere Bedrängnis geraten. Das Motiv eines Öl-Vorkommens im Bereich des Salzkammerguts mag einigermaßen abwegig erscheinen. Jedoch hatte die „Rohöl-Gewinnung AG“ 1947, also etwa in der Zeit der Abfassung des Romans, von der Geologischen Bundesanstalt Forschungsaufträge im westlichen Bereich von Oberösterreich erhalten, keinesfalls aber im alpinen Bereich. Der Ort Sattledt galt damals als „Klein-Texas“ (Brummer, 2010).

In dem drei Jahre später (1955) erschienenen und mit Ironien und Absurditäten köstlich gespickten Roman „Der Graf Luna“ lässt Lernet-Holenia seinen Protagonisten Jessiersky ein Spiel mit der Topografie südlich des Wolfgangsees treiben, wobei der Lokalität Zinkeneck in der Real-Geografie der Ort Zinkenbach entspricht (dazu siehe auch Rocek, 2010: 87). Die örtlichen Gegebenheiten werden mit der Lage des Paradieses, wie sie in der Genesis beschrieben sind, in eine ironische Korrelation gebracht:

„Zinkeneck lag an einer Stelle des Hochgebirges, wo vier Täler zusammentrafen, beziehungsweise an der Einmündung zweier Seitentäler in ein Haupttal; und da sie die Form eines Kreuzes bildeten und in ihrer jedem ein Gebirgsbach floß, so hatte Jessiersky den Bächen die Namen der Flüsse des Paradieses gegeben, obzwar dort die Quellen, hier aber die Mündungen der Gewässer beisammenlagen und dort vier Flüsse, hier hingegen bloß drei Bäche in Frage kamen. Er half sich aber in der Weise, daß er den Hauptbach, von dem Punkte aufwärts, wo die Seitenbäche in ihn mündeten, den Gihon, von dort abwärts jedoch den Pison nannte; und den rechten Zufluß hieß er den Phrat, den linken den Hiddekel. Manchmal aber verwechselte er die Namen und überhaupt hielten ihn seine Jäger, nicht nur der Bezeichnungen wegen, die er den Bächen gab, sondern auch aus manchen andern Gründen für verrückt.

Doch war das eigentliche Zinkeneck gar nicht das Dorf selbst, sondern der Vorberg eines weit höheren Berges, der zwischen Hiddekel und Gihon lag und Hochzinken hieß; und das Dorf war erst nach dem Vorberge benannt worden. Zinken heißt glänzen. Zinken sind auch Instrumente mit hellem, hohem Ton, und eine Nase, die rot glänzt, heißt gleichfalls Zinken. Zinkeneck hieß also: das Dorf am Fuße des Vorbergs eines hochglänzenden Berges.“ (Lernet-Holenia, 1955: 135-136)

Seinen Schlossgarten am Fuß des Hochzinken nennt Jessiersky demgemäß „Garten Eden“ und unter dessen „zerzausten Baumruinen“ ist auch ein etwas höherer und besonders zerzauster „Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen“ (Lernet-Holenia, 1955: 137).

Mit mythologischen Bezügen geht Lernet-Holenia nicht nur in diesem Roman nicht eben sparsam um.

Die Last der Geschichte

Thomas Bernhard (1931-1989), in vielerlei Hinsicht ein Antipode Lernet-Holenias, wählt für seinen verstörenden Roman „Das Kalkwerk“ (1970) eine aufgelassene Kalkbrennerei als Schauplatz (Abb. 4). Diese ist nur von der Ostseite her zu erreichen, „gegen Norden aber grenze das Kalkwerk wie auch

gegen Westen ideal ans Wasser, gegen Süden ideal ans Felsgestein.“ (Bernhard, 1973: 21) Im Winter sei das Gebäude nicht zu erreichen, weil keine Schneeräumung bis dorthin erfolge. „In dieser vollkommenen Abgeschlossenheit und Abgeschnittenheit sei naturgemäß Ruhe“ (Bernhard, 1973: 23). In dieser



Abb. 4: Kalkbrennöfen der Staininger-Kalk-Fabrik „Unterm Stein“ bei Gmunden, die bis 1968 unter dem Namen „Kalkwerke Gmunden“ betrieben wurden.

Foto: aus Weidinger, 2001: 108

Kombination aus Refugium, Festung und Gefängnis führt die Hauptfigur Konrad ihre Experimente durch und erschließt schließlich in der Christnacht seine verkrüppelte Frau, die gleichzeitig seine Halbschwester ist. Zur Realtopografie führt Renate Langer aus: *„Nachdem Thomas Bernhard 1965 einen alten Bauernhof in Obnathal bei Gmunden erworben hatte, kam er regelmäßig an den Traunsee. Auf die Idee, ein stillgelegtes Kalkwerk als Schauplatz eines Romans zu wählen, dürfte er beim Anblick zweier am Ostufer des Sees und am Fuße des aufragenden Traunsteins gelegener Kalkbrennereien gekommen sein. Die im Roman beschriebene eingezwängte Lage zwischen Wasser und Felswand entspricht den dortigen Gegebenheiten. Beide Kalköfen wurden 1968 aufgelassen und in den 70er Jahren, kurz nach Erscheinen des Romans, abgerissen.“* (Langer, 2009)

Ein über die Handlung hinausreichender und im Roman selbst nicht zur Sprache gelangender Aspekt ist, dass das erwähnte Kalkwerk eine Außenstelle des Konzentrationslagers Mauthausen gewesen sein soll. Damit sind wir bei einem bestimmenden

Gesichtspunkt für die Wahrnehmung der Landschaft des Salzkammerguts in den darauffolgenden Jahrzehnten angelangt. Der aus Bad Goisern stammende **Franz Kain** (1922-1997) ist wenig bekannt. Das mag daran liegen, dass die literarischen Werke des seit seinen Jugendjahren aktiven Kommunisten, in der NS-Zeit inhaftiert und zur berüchtigten Strafddivision 999 abkommandiert, in den Nachkriegsjahren Chefredakteur der „Neuen Zeit“ und KPÖ-Gemeinderat in Linz, zumeist in der DDR erstpubliziert wurden. Seine auf Fakten der Zeitgeschichte basierende Erzählung *„Der Weg zum Ödensee“* (1973) behandelt die Flucht Ernst Kaltenbrunners, des Leiters des NS-Reichssicherheitshauptamtes, ins Tote Gebirge in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs. Der im Titel bezeichnete „Ödensee“ wird in einer Fußnote als der Wildensee identifiziert – der Autor habe den Schauplatz seiner Erzählung jedoch wegen „des stärkeren Symbolcharakters“ so benannt (Abb. 5, 6).

Zu diesem Ödensee bricht eine Gruppe von vier Personen auf: ein ortskundiger



Jäger als Führer, Kaltenbrunner, als Mitglied des Akademischen Bergsteigervereins alpinistisch erfahren, und zwei diesbezüglich unerfahrene Adjutanten. Absicht Kaltenbrunners ist es, in einer Hütte am See das Ende des Krieges abzuwarten und später, nach dem Zusammenbruch des Regimes wieder ins Tal abzustiegen:

„Und nur wenige Wochen würde es dauern, bis des Führers Polizeihauptmann wieder mit einer anständigen, korrekten Behandlung würde rechnen können. Die Wochen bis dahin weicht er aus, tief ins Tote Gebirge hinein, zu den kalten Ödseen am Ende der Welt.“ (Kain, 2005: 344)

Die Überlegungen und Reminiszenzen des Chefs von Hitlers Sicherheitspolizei werden mit dem Stilmittel der erlebten Rede wiedergegeben. Der Leser wird so mit der Gedankenwelt, dem Werdegang Kaltenbrunners und auch seinen Auseinandersetzungen mit Ziareis, dem Kommandanten des KZ Mauthausen, bekannt gemacht. Auch der lokale Widerstand, das örtliche Partisanentum kommt in diesem inneren Redefluss zur Sprache, ebenso die Verwahrung von Kunstwerken im Salzbergwerk. Der geplante Aufenthalt in der Hütte am Ödensee wird mit dem Symbol des Biwaks in einer Schneehöhle gefasst: *„Sich einschneien zu lassen ist besser, als dem Schneesturm entgegenzugehen. Manchmal hatte er zwei Tage lang mit dem Petroleumkocher im Schneeloch ausgeharrt. [...] Wenn dann der Wind verstummt und die Sonne wieder durchbricht, durchstößt man die schwere Schneehaube, und die weite Fläche liegt unschuldig glitzernd da. Alle Spuren sind verweht, das weiße Land ist zu einem Neuland geworden, in das man hineinschreitet wie der erste Mensch, alle Mühsal und alle Müdigkeit sind vergessen und vorbei.“* (Kain, 2005: 362)

Der geplante zweiwöchige Aufenthalt in der Hütte findet aber schon nach drei Tagen ein jähes Ende. Der Jäger, der Kaltenbrunner und seine Adjutanten dorthin geführt hatte, erscheint nun als ortskundiger Führer eines Trupps amerikanischer Soldaten: *„Da trat der Jäger vor [...] und erklärte: ‚Sie sind es, nehmt sie fest, ich kenne sie genau.‘ Kaltenbrunner sah ihn an, aber der Jäger wich seinem Blick nicht aus.“* (Kain, 2005: 378) *„Komm über den See“* lautet der Titel der 1988 erschienenen Erzählung von Elisa-



beth Reichart (*1953). Dieser Titel entstammt einem Gedicht von Sarah Kirsch, und der von Reichart apostrophierte See ist der Traunsee. An dessen Ufer, nämlich nach Gmunden fährt die Hauptfigur des Texts, die Wiener Lehrerin Ruth Berger, um eine karezierte Kollegin zu vertreten. *„Ruth versuchte, sich Gmunden vorzustellen. Suchte Hilfe bei Peter Altenberg, las: ‚... dieses geliebten Sees bewaldete Ufer mit meinen Augen tief freudig zu genießen!‘ – und sah den*

Abb. 5: Schifahrer am Weg von der Rinnerhütte zur Wildenseealm (April 1933).
Foto: Bildarchiv ÖNB

Abb. 6: Almhütten auf der Wildenseealm (April 1933).
Foto: Bildarchiv ÖNB

See und die Wälder, sah alles abgebildet auf vielen Ansichtskarten, die aus einer Schachtel herausgequollen waren, auf dem Boden lagen, aber wo sie diese Schachtel in den Händen gehalten hatte, wußte sie nicht mehr.“ (Reichart, 1988: 45-46)

Das Ansichtskarten-Idyll erweist sich jedoch alsbald als trügerisch, denn gerade aus dieser Schuhschachtel quillt die Vergangenheit, mit der Ruth Berger am Traunsee unerbittlich konfrontiert wird. Um das Leben ihrer Tochter zu retten, hatte Ruths Mutter vor ihrer Einlieferung ins Konzentrationslager eine Freundin verraten – ein über die Jahrzehnte verschüttetes Geheimnis, dem die Lehrerin auf die Spur kommt. Ohne sich der Zusammenhänge zunächst bewusst zu sein, sucht Ruth die Freundin der Mutter auf, um sie zu bitten, als Zeitzeugin über den weiblichen Widerstand gegen das NS-Regime zu berichten. Dieser Versuch einer späten Aktualisierung der monströsen Geschehnisse scheitert aber. Der See und seine Umgebung, diese vermeintliche Postkarte, werden so zu einer mythischen Landschaft, in welche die Spuren der gewalttätigen Vergangenheit untilgbar eingegraben sind:

„Still liegt der See zwischen den Bergen. Die Berge verdunkeln die Wasseroberfläche, der See ist ein blinder Spiegel. Ab und zu finden Taucher Reste aus der Zeit des Faschismus, aber es bedürfte anderer Kräfte, um den Dingen, die hier geschahen, auf den Grund zu gehen, die Taucher kommen nur bis zur Mitte des Sees, weiter hinunter kommt niemand. Der See selbst müßte alles ausspeien, müßte sich in einen Vulkan verwandeln, daß uns im nachhinein Hören und Sehen vergeht.“ (Reichart, 1988: 176)

Der See erscheint hier als landschaftliches Symbol der Verdeckung, der Verdrängung, er zeigt eine schöne Oberfläche, aber in seinen Tiefen sind die Gräuel der Geschichte verborgen. – In einer Traumsequenz vor dem 4. Kapitel wird noch eine bemerkenswerte kühne Metapher für die Kultur des Vergessens geprägt:

„Seit vierzig Jahren ein wiederkehrender Traum: Später, sagt eine Frauenstimme, später wird es uns nicht gegeben haben. Wir werden wie die Höhlen im Inneren der Berge sein, draußen ein dumpfes Wissen, daß da noch etwas war und ist, manche werden in die Höhlen gehen, manches an uns werden sie

gerne sehen, wie sie die Wasserfälle, die riesigen Hallen und die Tropfsteingebilde bewundern, werden sie auch an uns vieles finden, das sie bewundern können, aber sie werden rechtzeitig umkehren, bevor ihr Blick die schimmelnden Wände streift und der Fuß im Schlamm steckenbleibt, und wer wird es wagen, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, diesen Heraustretenden aus der Überinkunft des Vergessens, ein Fest werden wir ihnen bereiten, dankbar werden wir sein, wenn der See ausgetrocknet ist, [...]“ (Reichart, 1988: 113)

Christoph Ransmayr (*1954) veröffentlichte 1993 seinen dritten Roman, **„Morbus Kitahara“**. In diesem dystopischen Text wird von einem möglichen anderen Verlauf der Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg ausgegangen. Die unterlegenen Staaten sind besetzt, eine Reindustrialisierung wird ihnen nicht mehr zugestanden, so sieht es der „Stellamour-Plan“ vor (dessen außerliterarische Entsprechung wohl der Morgenthau-Plan ist). Die örtliche Bevölkerung ist somit in ein archaisch-vorindustrielles Stadium zurückgeworfen. Die romaninterne Topografie ist mit fiktiven Namen besetzt. Gleichwohl lässt die Beschreibung Rückschlüsse auf Vorbilder in der Realität zu. Der Schauplatz eines Großteils der Handlung ist die Ortschaft Moor, die an einem See liegt, der folgendermaßen charakterisiert wird:

„Ein grüner Fjord schien dort in der Tiefe zu liegen, ein von Lichtreflexen sprühender Meeresarm. Oder war es ein Strom, der sich im Verlauf von Äonen in den Felsengrund gegraben hatte und nun besänftigt durch die Schluchten seiner eigenen Beharrlichkeit kroch? Zwischen bewaldeten Abhängen und kahlen Lehnen wand sich dieser See tief ins Gebirge, bis er in einer schroffen, weglosen Einöde an die Felsen schlug. Über die Weite des Wasserspiegels hinweg betrachtet, erschienen bei klarem Wetter die Terrassen des Steinbruchs nur als helle, ungeheure Stufen, die aus den Wolken ans Ufer hinabführten. Und hoch oben, irgendwo über dem Scheitel dieser Riesentreppe aus Granit, hoch über den Staubwolken der Sprengungen, den eingesunkenen Dächern des Barackenlagers am Schotterwerk und den Spuren aller Qualen, die am Blinden Ufer des Sees erlitten worden waren, begann die Wildnis.“ (Ransmayr, 1997: 31-32).





Abb. 7: Teil des Steinbruchgeländes mit der in die Stollenanlagen verlegten Erdölraffinerie, 1944. Links Kesselwaggons mit dem angelieferten Rohöl, rechts die Energiezentrale für die Anlage (ebenfalls in einem eigenen Stollen untergebracht).

Foto: Sammlung Walter Deixler

Im erwähnten Steinbruch waren während der Kriegszeit Zwangsarbeiter unter unmenschlichen Bedingungen beschäftigt, wobei eine hohe vierstellige Zahl von ihnen zu Tode kam. Der Schluss liegt nahe, dass das KZ-Außenlager Ebensee als außerliterarisches Urbild fungiert. Was dabei nicht ins Bild passt, ist die Zuschreibung des abgebauten Gesteins: Granit. Das würde eher zum Stammlager Mauthausen passen, dessen Außenstelle Ebensee bildete (Abb. 7). Das Hinterland dieses Lagers bei Moor beschreibt der Erzähler dergestalt:

„Mächtiger als alles, was aus Moorer Sicht von der Welt zu sehen war, erhob sich über dem Steinbruch das Gebirge. Jeder Geröllstrom, der aus den Eisregionen herabfloß und sich im Dunst verlor, jede Kluft und von Dohlen umschwärmte Öffnung einer Schlucht führte tiefer in ein Gesteinslabyrinth, in dem sich alles Licht in aschgraue Schatten und blaue Schatten und Schatten in den vielen Farben der anorganischen Natur verwandelte. Auf der Kartenwand der Kommandantur war der über Gipfelzeichen und mäandrierende Höhenlinien hingeschriebene Name des Gebirges rot umrandet: Das Steinerne Meer. Verboten, unwegsam und an seinen Pässen vermint, lag dieses Meer zwischen den Besatzungszonen, ein kahles, unter Gletschern begrabenes Niemandsland.“ (Ransmayr, 1997: 32)

Deutliche Anklänge an den Landschaftscharakter des Toten Gebirges finden sich hier, wobei diesem jedoch die Gletscher fehlen. Dafür wurden offenbar Charakteristika des Dachstein-Gebirges herangezogen. Die Bezeichnung „Steinerne Meer“ wurde von einem Gebirgsstock der Berchtesgadener Alpen entlehnt.

An einer Stelle des Romans wird dieses Steinerne Meer überquert, wobei deutlich wird, dass es sich um ein Kalkgebirge handelt:

„In der Sprache der Schmuggler und Grenzgänger, die dieses baum- und strauchlose Plateau manchmal durchquerten, hießen die mit dem mondweißen Kalkfels verwachsenen Muscheln Roßtritte, weil sie an Größe und Form einem Hufabdruck glichen. [...] Beladen wie ein Häuflein Überlebender, die die letzten Reste und Habseligkeiten einer untergegangenen Karawane mit sich schleppt, zogen die Reisenden nach Brand über den Grund eines verdampften Meeres, dessen Seegraswiesen, Muschelbänke, Korallenriffe und Abgründe in einem Weltalter jenseits aller Menschenzeit von einer katastrophalen tektonischen Gewalt emporgehoben, den Wolken entgegengestemmt und im Verlauf von Äonen in die Gipfel und Eisfelder eines Gebirges verwandelt worden waren.“ (Ransmayr, 1997: 302-304)

Den „Roßritten“ entsprechen natürlich die Megalodonten, die „Kuhtritt-Muscheln“. Ransmayr, so kann gefolgert werden, verbindet Elemente realer Landschaften, vor allem jener des Salzkammerguts, zu einem der außerliterarischen Wirklichkeit entthobenen Raum, der mit poetischer Signifikanz aufgeladen ist. Der Germanist Karl Wagner schreibt dazu, dass die „Topographie dieses Romans auf den Landkarten allein nicht zu finden ist, sondern den Annahmen einer poetischen Erdkunde gehorcht.“ (Wagner, 2011)

„Der See und das Wasser waren das Einzige, was sie immer wieder mit allem, was ihr widerfuhr, versöhnt hatte. Sie schwamm auf die Wälder, auf die Berge, auf den Himmel zu, auf eine Pracht, die von niemandem gemacht worden war. Eine Pracht, die sich eingestellt hatte, dazu Jahrhunderte, Jahrtausende, vielleicht Jahrhunderttausende Zeit gehabt hatte.

Solange sie schwamm, konnte sie alles von sich abfließen lassen, Irritationen, Komplikationen, Indoktrinationen. Im See zu schwimmen bedeutete Freiheit für sie, nicht nur Freiheit von, sondern auch Freiheit zu, zu denken, was sie sich sonst kaum zu denken getraute.

In Wahrheit bist du eine Wasserfrau, die ihren Fischschwanz verloren hat, hatte Seppi behauptet [...].“ (Frischmuth, 2012: 61)

Schauplatz dieses befreienden Schwimmens ist der Altausseer See, dessen Name aber nicht genannt wird. Die darin Schwimmende ist Ada, deren Mutter Martha am Ufer dieses Sees ein Lokal betreibt. Die beiden Frauen sind zwei der drei zentralen Protagonistinnen in dem Roman *„Woher wir kommen“* (2012) der bekannten Autorin **Barbara Frischmuth** (*1941), die aus Altaussee stammt und seit Jahrzehnten auch wiederum dort wohnt.

„Woher wir kommen“ ist ein Generationenroman, der die Lebenswege von drei Frauen mit Verlust Erfahrung ins Zentrum der Handlung rückt. Ada hat ihren Lebensgefährten Seppi durch dessen Suizid verloren, Marthas Mann Robin wird seit Jahrzehnten im Gebiet des Ararat vermisst, und der Verlust der Ältesten der drei, Marthas Tante Lilofee, hat ganz ursächlich mit der Zeitgeschichte des Ausseer Landes zu tun, wie sie uns in dichtester Konzentration im Ödensee-Text von Kain entgegentritt. Die Geschichte der Verlust Erfahrung der

Lilofee wird in dem Roman nicht von einer Erzählerinstanz vermittelt, sondern quasi-dialogisch aus Gesprächen nicht namentlich identifizierter Ortsansässiger, vermutlich Gäste in Marthas Lokal, entwickelt. Der seltsame Name, eigentlich ein Spitzname, wird dabei aus einem alten Volkslied abgeleitet:

„Also die Lilofee soll ihm täglich in seinem Versteck besucht, ihm sogar zu essen gebracht haben. Das ist die romantische Version.

Ist sie nicht jeden Tag mit dem Klepperboot über den See gefahren?

An das Klepperboot kann sogar ich mich noch erinnern.

Stimmt das eigentlich mit der Hütte hinten am See oder ist das Legende?

Es freit ein wilder Wassermann in der Burg wohl über dem See, des Königs Tochter wollt' er han, die schöne junge Lilofee. Davon ist ihr der Name geblieben. Das war aber auch alles. Und wer war der Wassermann?

Wenn du mich fragst, einer von den Desertieren, die sich nach dem Krieg als Helden aufgespielt haben.“ (Frischmuth, 2012: 69-70)

Diese Vermutung des anonymen Diskutanten erweist sich aber in der Folge als irreführend. Die blutjunge Tochter des Wiener Museumsdirektors Emmerich, der zur Einlagerung der Kunstschätze ins Salzbergwerk Altaussee herangezogen worden war, betreute den entflohenen, mutmaßlich ukrainischen Zwangsarbeiter Oleg und wurde von ihm schwanger. Als ihr Vater dahinterkam, sorgte er einerseits für Ergreifung des heimlichen Liebhabers seiner Tochter und dessen Einlieferung in ein KZ, zwang andererseits letztere zur Abtreibung, deren Folge Unfruchtbarkeit war.

Mit der sukzessiven Enthüllung dieser Vorgeschichte in Gesprächen von Anonymen (man fühlt sich dabei an den Chor der antiken griechischen Tragödien erinnert) werden dem Leser auch die Ereignisse der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs im Salzkammergut vermittelt.

Gewässer spielen in Frischmuths Text eine zentrale Rolle. Nur ein See wird allerdings namentlich genannt, nämlich der Toplitzsee: *„Wo die von der Marineversuchsstation Unterwasserraketen getestet haben“* (Frischmuth, 2012: 310). In der Nähe dieses Sees waren auch die Zwangsarbeiter in einer Hütte interniert.



Sehnsucht nach Heimat

Ein Gewässer im Salzkammergut bildet auch den Rahmen der Handlung des Romans „Wald aus Glas“ (2012) des Schweizer Autors **Hansjörg Schertenleib** (*1957): „Die Frau saß am Rand der Lichtung, an den Stamm einer Birke gelehnt, die Beine an die Brust gezogen. Hätte es die Nacht zuvor nicht das erste Mal in diesem Jahr geschneit, der Spaziergänger, der sie fand, hätte wohl angenommen, sie habe sich nur hingesetzt, um den Ausblick auf den Vorderen Langbathsee zu genießen, und sei dann eingenickt. Aber dafür war es zu kalt. Dass es eine Frau war, sah er sofort. Auch dass sie tot war, wusste er, so sagte der Mann später aus, schon während er auf sie zuzuging.

[...] Über den Wipfeln der Fichten am anderen Seeufer lag Dunst, die Sonne stand handbreit über dem Kamm des Höllengebirges, das den Talkessel abschließt, und tauchte das obere Drittel der Felswand in ein kaltes, weißgelbes Licht.“ (Schertenleib, 2012: 9)

Roberta Kienesberger heißt die Tote, deren letzte Lebenswochen den einen der beiden Handlungsstränge des Textes bilden. Die 72-Jährige war aus einem Altersheim in der Schweiz ausgebrochen, hatte ihren Hund aus einem Tierasyl befreit und sich mit ihm auf einen abenteuerlichen Weg begeben – zurück zu den Orten ihrer jungen Jahre im Salzkammergut, speziell Ebensee:

„Sie sah den meterhohen Schnee vor sich, der in der Dämmerung leuchtete, sah die Wege, die in Schlangenlinien durch ungemähte Wiesen führten, die Kellerstiege, auf der es nach Äpfeln roch und dem sauren Most, den ihr Stiefvater in großen grünen Glasflaschen anmachte.“ (Schertenleib, 2012: 24)

Eine Spiegelung dieser Handlung ist die zweite, die den Weg einer 15-jährigen Türkin beschreibt, die von ihren Eltern, Gastarbeitern in der Schweiz, zu den Verwandten in der alten Heimat geschickt wird, in eine traditionell-religiöse Umgebung, fernab der säkularen Einflüsse des Westens. Sie rebelliert gegen die untergeordnete Rolle, die ihr dort als Frau zugeordnet ist, und entschließt sich, auf eigene Faust in die Schweiz zurück zu trampeln.

An einem zentralen Punkt der Handlung begegnen die beiden Frauen, die alte und

die junge, einander, um in unterschiedliche Richtungen – Traunsee bzw. Schweiz – wieder aufzubrechen. Beide begehen eine Gewalttat: Ayfer, die junge Türkin, schlägt einem LKW-Fahrer, der sie und ihre Mit-Tramperin vergewaltigen will, einen großen Stein auf den Kopf. Ob sie damit einen Totschlag begangen hat, lässt der Text offen. Roberta hingegen tötet tatsächlich den Jäger, der ihren Hund erschossen hat, welcher im Revier des Waidmanns am Ufer des Langbathsees herumgestrichen war (Abb. 8). Das archaische Tötungsinstrument, mit dem sie Rache nimmt für den Verlust der einzigen Kreatur, die ihr noch als lebender Partner verblieben war, ist gleichfalls ein Stein, den sie dem Jäger mit Wucht auf den Kopf wirft:

„Der Uferweg lag verlassen unter ihr, eine dunkle Grenzlinie zwischen dem winterlichen Wald und dem See, der aussah wie mit flüssigem Blei ausgegossen. Das Massiv des Höllengebirges erinnerte sie in diesem Licht an einen gewaltigen Wirbelknochen, ein gebleichtes Skelett.“ (Schertenleib, 2012: 277)

Sie nimmt ihren „Prinz“, den toten Hund, in die Arme, legt sich an einen Baum gelehnt im vorwinterlichen Wald nieder, um zu erfrieren.

Zum Abschluss soll noch **Friedrich Torberg** (1908-1979) auszugsweise zu Wort kommen, der 1942 im kalifornischen Exil ein sehnsuchtsvolles Gedicht verfasste, in dem er die Örtlichkeiten seiner Wahlheimat aus der Entfernung beschwor:

„Gelten noch die alten Strecken?
Streben Gipfel noch zur Höh?
Ruht im bergumhegten Becken
noch der Altausseer See?
Bot sich einst dem Blick entgegen
spiegelschwarz und wunderbar.
Himmel war nach manchem Regen
Bis zum Dachsteingletscher klar.
Kulm und Kuppe: noch die kleinern
hielten Wache rings ins Land.
Aufwärts ragten grün und steinern
Moosberg, Loser, Trisselwand.
[...] Ach, wo hat's mich hingetrieben!
Pötschen weiß ich und Plateau.
Aber welcher Hang ist drüben?
Aber die Zyklamen – wo?“

(Torberg, 1994: 418-419)

Wie zu ersehen, offenbart sich die vielgestaltige Landschaft des Salzkammerguts mit ihren Gegensätzlichkeiten, ihren tiefen Seen und hohen Gebirgen, in ihrer geschichtlichen Aufgeladenheit je nach dem

Ansatz der Schreibenden in unterschiedlichen Blickwinkeln. Orten der Naturerkenntnis und Plätzen heimatlicher Geborgenheit stehen Schauplätze des Schreckens der Zeitgeschichte gegenüber.

Abb. 8: Vorderer Langbathsee um 1900.
Foto: Sammlung Walter Deixler



Literatur

- Altenberg, P. (1896): An Lande (in „Wie ich es sehe“, Berlin 1896). – <http://gutenberg.spiegel.de/buch/prosaskizzen-9535/1>, abgerufen am 9.11.2017.
- Brummer, W. (2010): Erdöl und Erdgas in Österreich. – www.wabweb.net/history/oel/ooe.htm, abgerufen am 8.11.2017.
- Bernhard, T. (1970): Das Kalkwerk. – Frankfurt/Main (Suhrkamp).
- Frischmuth, B. (2012): Woher wir kommen. – Berlin (Aufbau).
- Hillebrand, B. (1971): Mensch und Raum im Roman. Studien zu Keller, Stifter, Fontane. – München (Winkler).
- Judex, B. (2012): Gmunden und Traunstein. – www.stifter-haus.at/lib/publication_read.php?articleID=115, abgerufen am 20.1.2018.
- Kain, F. (2005): Der Weg zum Ödensee. In: Nenning, G. (Hrsg.): Landvermessung, Bd. 19: 343-379, St. Pölten, Salzburg (Residenz)
- Kurz, M. (2005): Maler, Dichter, Pädagoge, Konservator: Adalbert Stifter und das Salzkammergut. – OÖ Heimatblätter, 3/4: 115-159.
- Langer, R. (2009): Thomas Bernhard, Das Kalkwerk. – www.stifter-haus.at/lib/publication_read.php?articleID=130, abgerufen am 10.11.2017.
- Lernet-Holenia, A. (1955): Der Graf Luna. – Wien, Hamburg (Zsolnay).
- Lernet-Holenia, A. (2016): Die Inseln unter dem Winde. – Frankfurt/Main (Fischer).
- Meißner, A. (1853): Am Stein. Reise-skizzen vom Traunsee. – Leipzig (Friedrich Ludwig Herbig).
- Ransmayr, C. (1997): Morbus Kitahara. – Frankfurt/Main (Fischer).
- Reichart, E. (1988): Komm über den See. – Frankfurt/Main (Fischer).
- Rocek, R. (2010): Die Waage der Welt. Diskurse über Alexander Lernet-Holenia. – Perchtoldsdorf (Plattform Verlag).
- Roedl, U. (1965): Adalbert Stifter in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. – Reinbek bei Hamburg (Rowohlt).
- Schertenleib, H. (2012): Wald aus Glas. – Berlin (Aufbau).
- Schnitzler, A. (1978): Frau Beate und ihr Sohn. – Das erzählerische Werk, Bd. 3: 178-248, Frankfurt (Fischer Taschenbuch Verlag).
- Stifter, A. (1966): Der Hagestolz. – In: Stifter, A.: Studien: 793-910, München (Winkler).
- Stifter, A. (1994): Bergkristall. – In: Stifter, A.: Bunte Steine, hg. v. H. Bachmaier: 173-229, Stuttgart (Reclam).
- Stifter, A. (2018): Der Nachsommer. – München (Deutscher Taschenbuch Verlag, Lizenzausg. bei Winkler).
- Torberg, F. (1994): Sehnsucht nach Alt-Aussee. – In: N.N. (Hrsg.): Das große Österreich-Lesebuch: 418-419, Bergisch Gladbach (Bastei Lübbe).
- Wagner, K. (2011): Die Verfinsterung der Geschichte. – Neue Zürcher Zeitung, 6.8.2011: 55.
- Weidinger, J.T. (2001): Rund um den Traunsee. Vom Urknall zur Moderne. – Innsbruck-Bozen (Löwenzahn).



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Denisia](#)

Jahr/Year: 2018

Band/Volume: [0040](#)

Autor(en)/Author(s): Pfarr Theo

Artikel/Article: [Das Bild des Salzkammerguts in der deutschsprachigen Literatur 103-116](#)